

Charlotta Sippel

Zwischen (Un)sichtbarkeit, Säkularisierung und Antisemitismus – Umgang der Nachkomm*innen jüdischer NS-Verfolgter mit den Nachwirkungen des Holocaust in der Deutschen Demokratischen Republik¹

*Anhand dreier Lebensgeschichten von Nachkomm*innen jüdischer NS-Verfolgter beleuchtet der Beitrag, wie der individuelle Umgang mit den Nachwirkungen des Nationalsozialismus durch den gesellschaftlichen Nachkriegskontext in der Deutschen Demokratischen Republik geprägt war. Es wurden biografische Interviews mit den Nachkomm*innen von NS-Verfolgten geführt und in Anlehnung an die Biographischen Fallrekonstruktionen nach Rosenthal ausgewertet. Das Ergebnis sind Aushandlungsprozesse im Spannungsfeld zwischen säkularisiertem Judentum, propagiertem Antifaschismus, antisemitischen Kontinuitäten und der Unsichtbarkeit von Jüd*innen in der DDR-Gesellschaft. Die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung des vergangenen Leids erschwerte die individuelle Verarbeitung, und politische Diskurse waren prägend für (jüdische) Selbstverständnisse der Nachkomm*innen. Die Interviewpartner*innen nahmen jedoch die gesellschaftlichen Zuschreibungen und Fremdpositionierungen nicht unhinterfragt hin, sondern wiesen diese zurück oder nutzten sie strategisch in ihrem Alltag.*

Schlagwörter: Biographieforschung, Aufarbeitung der Vergangenheit, Antisemitismus, DDR

Die Rückkehr nach Deutschland nach dem Ende des Nationalsozialismus (NS) war für verfolgte Jüd*innen keine leichte Entscheidung. Deutschland war als Ausgangsort des Holocaust mit unendlicher Trauer und Verlusten verbunden. Anna Seghers, die 1947 aus dem mexikanischen Exil nach Ostberlin ging, schreibt diesbezüglich:



»Es gibt zu viele andere Strecken der Welt, die ich lieb gewonnen habe. Damit will ich keine Treulosigkeit ausdrücken. Nur ist die Landschaft auch zu sehr an Grausamkeiten gebunden, an die Vernichtung der liebsten Menschen meiner Jugend.« (Seghers 1947 zitiert nach Berger, 2000, S. 126)

Auf der anderen Seite erweckte die sozialistische Politik in der *Sowjetischen Besatzungszone* (SBZ) die Hoffnung, den Faschismus ein für alle Mal auszurotten und eine neue Gesellschaft aufzubauen. Viele Jüd*innen hegten die Hoffnung, »daß die Diskriminierung von Juden gerade an dem Ort, an dem sie ihre schrecklichsten Formen angenommen hatte, am gründlichsten beseitigt werden würde« (Becker, 1992, S. 17). Der Politikwissenschaftler Maxim Leo spricht von der *Deutschen Demokratischen Republik* (DDR) sogar als dem »Traumland« der Überlebenden, »in dem sie all das Bedrückende vergessen konnten, was bis dahin geschehen war. [...] Die Verfolgung, der Krieg, die Gefangenschaft, all die furchtbaren Dinge [...]« sollten unter einem »riesigen Haufen der Vergangenheit begraben werden«. Von nun an sollte nur noch die Zukunft zählen und aus dem »Trauma der Traum« werden (Leo, 2009, S. 181).

Der vorliegende Beitrag beleuchtet anhand dreier Lebensgeschichten, die Verflechtungen von gesellschaftlicher und individueller Aufarbeitung der gewaltvollen Vergangenheit in der DDR. Im Fokus steht die subjektiv-individuelle Perspektive der Nachkomm*innen jüdischer NS-Verfolgter, die in der Deutschen Demokratischen Republik ein neues Leben und eine neue Gesellschaft aufbauen wollten. Der Beitrag fragt nach den individuellen und familiären Umgangsweisen mit den psychosozialen Nachwirkungen des NS und wie diese aus der Perspektive der ersten Generation von Nachkomm*innen von NS-Verfolgten durch den spezifischen gesellschaftlichen Nachkriegskontext in der DDR beeinflusst wurden.

In der zeithistorischen Forschung wurde die Geschichte der Jüd*innen in der DDR (Schoeps, 1988; Mertens, 1997; Offenberg, 1998; Richarz, 1986), das Verhältnis von Jüd*innen und der *Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands* (SED) (Hartewig, 2000; Keßler, 1995; Meinung 2002) sowie der Umgang der DDR mit dem Nationalsozialis-

mus und mit antisemitischen Tendenzen (Bergmann, Erb & Lichtblau, 1995; Leo 1993; Haury 2002; Keßler 1994) vielfach diskutiert. Im Gegensatz dazu sind die subjektiven und individuellen Perspektiven, Erfahrungen und Erinnerungen der Nachfahr*innen jüdischer NS-Verfolgter in der DDR unterrepräsentiert.

Dem Artikel liegt jedoch nicht ausschließlich ein wissenschaftliches Interesse zugrunde, sondern auch das politische Bestreben, einen Beitrag zu einer Erinnerungspraxis zu leisten, bei der die NS-Verfolgten nicht als eine anonyme homogene Opfergruppe erinnert werden. Vielmehr sollen die Nachkomm*innen als Protagonist*innen und Erinnernde in ihrer Vielfalt selbst zu Wort kommen. So argumentiert auch José Brunner:

Denn kein Mensch darf nur als Opfer erinnert werden [...] denn das hieße letztlich die Perspektive der Täter zu übernehmen, die in ihnen keine je besonderen Individuen, sondern nur Häftlinge sahen, die in ihren Augen alle minderwertig waren (Brunner, 2020, S. 6).

Um die Perspektiven der Nachkomm*innen in den Fokus zu rücken, wurden narrative und biographische Interviews als Form der Erinnerungsarbeit angewendet. Gemäß Gabriele Rosenthal (2015) wurden die Interviewteilnehmer*innen in Einzelgesprächen eingeladen, ihre Lebensgeschichte und ihre Erfahrungen in einem sicheren Umfeld zu erzählen. Rosenthal (2015) versteht Biographie als gelebte Erfahrung von Gesellschaft. So ist das Ziel der *Biographischen Fallrekonstruktion*, die Erfahrungen und Erinnerungen der Nachkomm*innen nicht isoliert zu betrachten, sondern sowohl im biographischen Verlauf als auch unter Beachtung der historischen Gegebenheiten. Das Interviewmaterial² wurde zunächst explorativ in einer Interpretationsgruppe gesichtet. Für die anschließende detaillierte Analyse wurden ausgewählte Interviewpassagen der Nachkomm*innen mit historischem Kontextwissen ›angereichert‹. Im Zentrum stand hierbei die Frage nach den Bewältigungsstrategien und dem Umgang mit den Nachwirkungen des NS. Die im Interviewmaterial identifizierten Ambivalenzen werden im Artikel diskutiert. Folgende Spannungsfelder wurden aus der Analyse herausgearbeitet: Erstens) die Aushandlungsprozesse und der Status zwischen Opfer- und

Widerstandskämpfer*innen; Zweitens) die NS-Aufarbeitung zwischen (Ver)Schweigen und Erinnerung sowie Drittens) Identitätskonstruktionen zwischen Säkularisierung, Antifaschismus und Antisemitismus. Die Erkenntnisse aus den Gesprächen werden im Folgenden stets eingebettet in den historischen sozio-politischen Kontext der DDR dargestellt.

Kurzvorstellung der Interviewpartner*innen³

Die *Ester* (geb.1948) wuchs in einem jüdisch-katholischen Elternhaus in Ostberlin auf. Ihr Vater und ihre zwei älteren Schwestern wurden im Konzentrationslager ermordet. Sie arbeitete als Sozialarbeiterin in der jüdischen Gemeinde und spezialisierte sich auf die Spätfolgen des Holocaust.

David (geb.1955) wurde in einer streng kommunistischen Familie jüdischer Herkunft in Ostberlin geboren und absolvierte ein Musikstudium in der DDR. Aufgrund seiner systemkritischen Texte sah er sich immer wieder mit Schwierigkeiten in seiner Tätigkeit als Musiker konfrontiert. Seit 1989 ist er deutschlandweit als Solokünstler und Schriftsteller aktiv.

Raphael wurde als Sohn kommunistischer und jüdischer NS-Verfolgter im Jahr 1944 in Frankreich geboren. Er wuchs in Polen und später in der DDR auf und studierte dort Physik. 1976 war er ein Jahr aufgrund von ›Staatsverleumdung‹ in der DDR inhaftiert. Nach seiner Entlassung reiste er in die BRD aus. Seitdem ist er als Buchautor und Journalist tätig.

Verfolgte, Opfer oder Widerstandskämpfer*innen?

In der DDR wurden die NS-Verfolgten, die als Re-immigrant*innen in der SBZ kamen, je nach Ort des Exils während der NS-Zeit in zwei Gruppen unterteilt: Die erste Gruppe waren die sogenannten Politemigrant*innen, womit kommunistische Widerstandskämpfer*innen gemeint waren, die während des NS Widerstand leisteten oder Zuflucht in der Sowjetunion suchten (Haury, 2002). Die zweite Gruppe waren die ›Westemigrant*innen‹ – zumeist jüdische Verfolgte – die in westliche und somit nach Auffassung der SED kapitalistische Länder emigriert waren

(vgl. Haury, 2002). Dieser Unterteilung war eine Hierarchisierung zwischen ›heldenhaften Widerstandskämpfern‹ und ›passiven Opfern‹ des NS inhärent (Schmidt, 2010). So kam es zur Abwertung von vermeintlich unpolitischen jüdischen Westmigrant*innen, die teilweise sogar als ›Wirtschaftsemigranten‹ diffamiert wurden, was wiederum die »antisemitische Verknüpfung von Ökonomie, Handel und Geld« mit »dem Juden« bediente (Haury, 2002, S. 31f.). Auch Jüd*innen, welche die Konzentrationslager überlebt hatten, wurden mehrheitlich lediglich als ›Opfer des Faschismus‹ behandelt. Die Gruppe der ›Kämpfer gegen den Faschismus‹ erhielt nicht nur mehr gesellschaftliche Anerkennung und ›moralische Wertschätzung‹ als die ›Opfer des Faschismus‹, sondern war auch materiell bessergestellt (ebd. S. 31f.). Im Jahr 1947 wurden schließlich die *Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes* gegründet, welche sich für die Gleichstellung von ›Kämpfern‹ und ›Opfern‹ einsetzte und den allgemeinen Status als *Verfolgte des Naziregimes* (VdN) einführten. Die ungleiche gesellschaftliche Anerkennung zwischen den unterschiedlichen Gruppen bestand jedoch weiterhin fort. In allen Interviews wurde auf diese Unterscheidung zwischen diesen unterschiedlichen Gruppen verwiesen. Die Nachkomm*innen positionieren sich selbst oder ihre Familienmitglieder auf die eine oder andere Weise innerhalb dieser Pole. Raphael beschreibt: »Die Juden sehen sich natürlich entweder als Nachkommen der Verfolgten oder eben, wie in meinem Fall, als Nachfolger der Leute, die gegen die Nazis gekämpft haben.« (Raphael, Pos. 911). Esther berichtet, wie ihre nicht-jüdische kommunistische Großmutter von der SED als Heldin und Ikone behandelt wurde:

Meine Großmutter war eine Kommunistin, die schon 1918 in der KPD mitgearbeitet hat. Meine Großmutter war Anerkannte, weil sie in der Nazizeit Widerstand geleistet hat. Sie war sehr anerkannt in der Partei und ist abgeholt worden zu Zeitzeugengesprächen und so was alles. Und sie hat sich auch gewehrt: »Ich gehe sofort aus der SED raus, wenn dieser Mann, der in der NSDAP war, der nachweislich Nazi war, wenn der jetzt aufgenommen worden ist, gehe ich aus der Partei raus (Ester, Pos. 90).

Die gesellschaftlichen Diskurse waren prägend für den Blick auf die eigene Familie sowie für die eigenen Identitätskonstruktionen. Gleichzeitig übernahmen die Interviewpartner*innen aber die ihnen zugewiesenen gesellschaftlichen Fremdpositionierungen nicht einfach unhinterfragt. Esther beschreibt etwa, wie sie sich gegenüber der Abwertung als ›jüdische Verfolgte‹ durch SED-Funktionäre behauptete und die Hierarchisierung von unterschiedlichen NS-Verfolgten zurückwies:

Dann waren die SED-Funktionäre alle sehr verunsichert, weil ich nämlich sagte: ›Wissen Sie, mein Verwandter [Name], kommunistischer Reichstagsabgeordneter, war in Buchenwald. Er hat dort gesessen, weil er Jude war und er ist dort erschossen worden, weil er Jude und Kommunist war. Und [Namen], meinen Sie, die haben danach gefragt, ob sie als Kommunisten oder als Juden erschossen werden. Wie finde ich so was? Ich finde so etwas diffamierend. Es war ein doppeltes Verbrechen. [...]‹ Die waren plötzlich so verunsichert, als ich anfang Namen zu erwähnen und zu sagen, die sind alle Juden gewesen. (Ester, Pos. 937)

Demgegenüber beschreibt Raphael, wie er seinen VdN-Status strategisch nutzte, um die Grenzen des Mach- und Sagbaren als Oppositioneller und anerkannter Verfolgter der Nazis gegenüber dem SED-Regime auszuloten.

Ich habe meine jüdische Herkunft unterstrichen und habe mir davon einen gewissen Schutz versprochen. Was auch nicht falsch war offensichtlich, weil man mich zum Beispiel nicht aus dem Institut rausgeschmissen hat, weil ich ein anerkannter Verfolgter des Nazi-regimes war und unter anderem Kündigungsschutz genoss. [...] Also ich hatte gewissen Schutz genossen, muss ich dazu sagen, und das habe ich auch ausgenutzt und hatte auch Erfolg offensichtlich. (Raphael, Pos. 343)

Es wird deutlich, dass die Nachkomm*innen sich in Aushandlungsprozessen zwischen Fremd- und Selbstpositionierung befanden und diese je nach Situation und Lebensphase zurückwiesen, teilweise akzeptierten, umdeuteten oder strategisch für sich nutzten.

Zwischen (Ver-)Schweigen und Erinnerung

Nach einer kurzen Phase der Entnazifizierung verschob sich der Fokus der *SED* von der Aufarbeitung der Vergangenheit hin zum Aufbau der neuen sozialistischen Gesellschaft. Dass die Mehrheit der Ostdeutschen als Anhänger*innen oder Mitläufer*innen des Nationalsozialismus eine Mitschuld bzw. Verantwortung trugen, wurde verdrängt (Ullrich, 2007, S. 459). Eine »innere, moralische Auseinandersetzung jedes einzelnen mit seinem eigenen Verhalten [...] und [der] eigenen Geschichte im Nazi-Regime« wurde ebenso wenig wie in der BRD erreicht (Groehler, 1992, S. 31). Um Zustimmung für das sozialistische System zu gewinnen, wurden Verstrickungen der deutschen Bevölkerung in den NS hingenommen und sogar aktiv verschleiert (Ullrich, 2007, S. 459). Die öffentliche Thematisierung des Holocaust wurde weitestgehend vermieden.

Die Juden und der Holocaust waren im Grunde unsichtbar. Ja, also so glaube ich, war das, und es war auch tabuisiert das Ganze, dieser Umgang damit, was da eigentlich vor '45 abgelaufen ist, das war weitgehend verdrängt aus der Öffentlichkeit. Darüber wurde nicht gesprochen, wie war das normale Leben der Menschen [...] vor '45, wie war es zu dem Umbruch gekommen, das war alles in Floskeln eingehüllt, in Bilder, kann man so sagen, ja. Eine beliebte Formulierung war: »Dann brach die Nacht des Faschismus an.« [...] In der Nacht ist es dunkel, und da sieht man eben nichts und dann am 8. Mai ging das Licht an, und plötzlich waren alle tot, ja, so ungefähr muss man sich das vorstellen. Zwischendurch blitzten von den Bomben irgendwelche Lichter auf und es brannte, aber was da eigentlich wirklich passierte, dafür hatten die Leute keine Worte... (David, Pos. 543)

Die Konstruktion der kollektiven Erinnerung an den NS war in der DDR ebenso wie in der BRD nie losgelöst von Machtverhältnissen und Strukturen des »hegemonialen Nicht-Hörens«, (Ver-)Schweigens oder »Ignorierens anderslautende[r] Stimmen« (Thomas & Virchow 2018, S. 62). Das Auflehnen gegen die hegemoniale Erinnerung war schwer, diejenigen, die »Erinnerung störten«, wurden an den Rand gedrängt und im

schlimmsten Fall zum Schweigen gebracht (Lierke & Pierelli, 2020, S. 14).

Während das gesellschaftliche Schweigen zu den NS-Verbrechen der Mehrheit der Bevölkerung aus einer Abwehr der (Mit-)Schuld resultierte (Rosenthal, 1992; Fischer 2019), war für die NS-Verfolgten die Last der Erinnerung so stark, dass viele dem Verdrängen den Vorzug gaben (Moser, 2020; Assmann, 2020). Das gesellschaftliche Schweigen über die NS-Zeit und die Vernichtung der Jüd*innen reproduzierte sich somit oftmals auch auf der familiären Ebene. Die Interviewpartner*innen beschreiben, dass es weder für den Holocaust noch für das eigene Jüdisch-Sein viele Worte gab:

Und so war das Jüdisch-Sein in der Familie schon ein tabuisiertes Thema, das im Grunde nur aus Andeutungen bestand und außerhalb der Familie erst recht, weil ja Juden spielten in der DDR irgendwie erst einmal ebenfalls so gut wie gar keine Rolle. Und auch ich mir selbst, das dauert dann sehr lange Zeit, bis ich mit dieser Identität wirklich mehr anfangen konnte als nur Andeutungen. (Raphael, Pos. 36)

Die Unsichtbarkeit von Jüd*innen in der DDR prägte auch die Identität der Nachkomm*innen sowie ihr Verhältnis zum Judentum. Erst nach 1989 konnten die Interviewpartner*innen ihr eigenes Jüdisch-Sein neu kennen lernen sowie offener und selbstverständlicher leben.

Es standen einem natürlich dann in den 90ern dann andere Möglichkeiten offen, ja. Ich bin dann nach Amerika gefahren, wo es natürlich einen viel selbstverständlicheren Umgang gibt mit jüdischer Identität, weil es halt einfach sichtbar war. Oder geschweige denn eben, wenn ich dann nach Israel gefahren bin und plötzlich waren alles Juden. Also, das ist natürlich enorm für jemanden, der das sonst nicht kennt, dass es noch andere Leute außer ihm gibt, für die Jüdisch-Sein, Kippa-Tragen ... wo das nichts Besonderes, sondern wirklich Alltag ist. Und das war natürlich enorm und hat mir dann enorm geholfen mit meiner eigenen Identität, doch etwas ja norma-

ler, sag ich jetzt mal, umzugehen und das nicht mehr so zu etwas so
Besonderem zu machen. (David, Pos. 624)

Alle Interviewpartner*innen beschreiben, dass sie ihr ganzes Leben lang immer wieder mit dem jüdischen Teil ihrer Identität und Familiengeschichte auseinandersetzen mussten. Das eigene Jüdisch-Sein als Selbstverständlichkeit anzunehmen, gelang erst nach dem Ende der DDR.

Psycho-soziale Auswirkungen des (Ver-)Schweigens

Ester beschreibt, wie das Verschweigen des Holocaust in ihrer Familie und innerhalb der Gesellschaft auch eine psychische Last mit sich brachte. Trotz der Omnipräsenz des Holocaust-Leides war es ihr innerhalb ihrer Familie nicht möglich, ihre Fragen zum Geschehenen vor 1945 zu thematisieren.

Ich bin in der Wohnung groß geworden, in der auch meine beiden Schwestern waren und so war ich intensiv in das Leben meiner ermordeten Familienmitglieder hier in dieser Wohnung mit eingebunden sozusagen. Von Anfang an. Ja schon vor meiner Geburt und ich hatte damit richtig zu kämpfen. Aber nicht die Tatsache hat mich gestört oder hat mir Schmerzen bereitet, psychische Schmerzen, sondern eigentlich die Nicht-Möglichkeit, darüber sprechen zu können. Meine Mutter hat nicht gesprochen. Die Leute haben nicht gesprochen [...]. (Ester, Pos. 83)

Die beschriebene Dynamik erinnert an den »Pakt des Schweigens« (Bar-On et.al. 1998). Dieser verweist darauf, dass Kinder unbewusst vermeiden, ihre Eltern zu bestimmten, von diesen verschwiegenen Themen zu befragen, um diese nicht zu belasten (Bar-On et.al. 1998). Das Tabu verunmöglicht die Aufarbeitung von traumatischen Erfahrungen und erzeugt auch für die Nachfahr*innen psychisches Leid. Ester beschreibt, wie sie jahrelang alleine mit den schmerzenden Gedanken und Zweifeln einen Umgang finden musste.

Mir kamen oftmals die Gedanken, was ist eigentlich besser? Ist es gut, so wie [Name] überlebt zu haben? Oder ist es besser, dann doch das Ende der Nazizeit nicht überlebt zu haben und getötet worden zu sein? (Ester, Pos. 83)

Diese Interviewstelle verdeutlicht, dass auch der »Survivor-Guilt« der Elterngeneration, welche die NS-Verfolgung überlebt hatten, auf die Nachfahr*innen-Generation übertragen werden konnte. Charakteristisch für den »Survivor-Guilt« ist, dass die Betroffenen Schuldgefühle empfinden, die Extremsituation überlebt zu haben (Leonardi et. al., 2022; Fimi-ani et. al., 2022). Die Erzählungen und das familienbiographische Wissen legen nahe, dass die Interviewpartnerin die Schuldgefühle ihrer jüdischen Mutter ausagierte, deren Mann und zwei Kinder im Konzentrationslager ermordet wurden. Erst in den 90er Jahren fand Ester Räume, sich ihrem eigenen psychischen Schmerz zu widmen und zu erfahren, dass andere Nachkomm*innen von NS-Verfolgten von ähnlichen Leid betroffen waren:

[...] ich hörte Vorträge dazu und schämte mich tot, weil ich in diesen Vorträgen saß und weinte und immer nur dachte: »Das ist so peinlich. Woher weiß der da vorne das, warum redet er über mich? Wie kommt der dazu, über mich zu reden? Wie weiß der das? Und mir war das peinlich, ich war nicht mal in der Lage, aufzustehen und rauszugehen. Auch weil ich wissen wollte, was weiß der alles über mich. (Ester, Pos. 184)

In Vorträgen über die traumatischen Auswirkungen des Holocaust war Ester davon überwältigt, wie sehr die Beschreibungen auf ihre eigene Situation zutrafen. Sie konnte zunächst nicht glauben, dass andere Nachkomm*innen ähnliche (psycho-soziale) Auswirkungen erlebt hatten.

Die SED-Führung versuchte eine neue Gesellschaft aufzubauen, ohne der Aufarbeitung der Vergangenheit genügend Raum zu geben. Der vorschnelle Fokus auf die Zukunft sowie das Verschweigen des Vergangenen erschwerten die Bearbeitung der psycho-sozialen Folgen des NS. Ohne eine Anerkennung der Zerstörungsprozesse, der Verluste, des Leids

und der Ungerechtigkeiten der Vergangenheit kann jedoch keine Aufarbeitung und erst recht keine Transformation von Gesellschaftsstrukturen gelingen (Benjamin, 2015). Die Interviews verdeutlichen, dass die individuelle und familiäre Aufarbeitung miteinander verwoben sind und durch die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung und Aufarbeitung der Vergangenheit beeinflusst und erschwert war.

Zwischen Antifaschismus und Antisemitismus

Die SED berief sich in ihrer Politik auf das Ideale einer klassenlosen Gesellschaft und konstruierte die DDR im Gegensatz »zum Westen« als antifaschistischen Staat. »Soziale Gleichheit und Gerechtigkeit sollten Jahrhunderte kapitalistisch-bürgerlicher Ausbeutung und Unterdrückung ablösen.« (Lorke 2019, S. 24). Andererseits waren Rassismus und Antisemitismus trotz gegenteiliger Beschwörungen nicht »mit der Wurzel ausgerottet« (Parteivorstand der SED, 1952, S. 97). Während antisemitische Vorfälle in der SBZ bis 1949 noch dokumentiert und in der öffentlichen Berichterstattung angeprangert sowie Kampagnen gegen Antisemitismus ins Leben gerufen wurden, galt der Antisemitismus ab 1950 ausschließlich als Problem der BRD – im Osten Deutschlands wurde die »jüdische Frage« fortan als geklärt angesehen (Haury, 2002). Institutionelle und gesellschaftliche antisemitische Prägungen wirkten aber weiterhin fort. Ester erzählt im Interview, dass jüdischen DDR-Bürger*innen aufgrund antisemitischer Stereotype bestimmte Ämter oder Positionen verweigert wurden: »Es gab Antisemiten, die also [Name] gesagt haben: Was willst du werden? Finanzminister? Das geht doch gar nicht. Du bist doch Jude.« (Interviewpartnerin N2021 Pos. 783). Die Begründung verweist auf die Reproduktion antisemitischer Stereotype und Vorurteile wie der »immer reiche, kapitalistische Jude«. Ester berichtet weiterhin, wie ihre Mutter im Kontext ihrer Arbeitsstelle unter Druck gesetzt wurde, aus der jüdischen Gemeinde auszutreten und der Partei beizutreten:

Meine Mutter ist aufgefordert worden, sie soll in die Partei eintreten. [...] Aber sie hat da politisch gehandelt, weil sie sagte: »In die

Partei, gut, trete ich ein. Mein Mann ist auch drin. [...] Aber ich trete nicht aus der jüdischen Gemeinde aus. Es wäre ein Verrat an meinem ersten Mann und meinen Kindern, die vergast und verbrannt worden sind in Auschwitz, jetzt einfach aus der jüdischen Gemeinde auszutreten. Ich habe das erlitten, weil ich Jüdin bin und ich trete nicht aus der jüdischen Gemeinde aus.« Da sagte man ihr dann: »Na gut, dann kannst du nicht mehr bei uns bleiben. Such dir eine andere Stelle.« (Ester, Pos. 96 ff)

An dieser Interviewpassage zeigt sich die Unvereinbarkeit von Sowjetsozialismus und Religion. Gleichzeitig wurden zunehmend ausgewählte jüdische Persönlichkeiten von der Staatsführung inszeniert, um den Antifaschismus und die Gleichheit aller Bürger*innen in der DDR zu demonstrieren. »Sie sagten dann, die Juden hätten auf deutschem Boden erstmalig in der DDR eine wahre Heimat gefunden, das ist eine positive Instrumentalisierung.« (Ester, Pos. 96 ff). Zugrunde lag das Bestreben der SED, die DDR nach außen als erste deutsche antifaschistische Heimat der Juden zu präsentieren. Und tatsächlich wurden antisemitische Äußerungen von der SED sanktioniert, sodass eine gewisse Disziplinierung stattfand.

Natürlich ist es so... Antisemitismus habe ich natürlich im privaten Bereich erlebt. Allerdings jeder wusste, dass Antisemitismus, offen ausgesprochener Antisemitismus, stark sanktioniert wird. Das war in der DDR noch in der Hinsicht noch viel extremer als es hier zu Lande der Fall ist. Also für antisemitische Äußerungen hätte man also wirklich eine ernsthafte Strafe riskiert in der DDR. Und das wussten die Leute und das hat sie natürlich diszipliniert in der Richtung. (Raphael, Pos. 936)

Es gelang der SED-Führung im Ausland das Bild aufzubauen, sowohl auf personeller als auch auf ideologischer Ebene, überzeugender und konsequenter mit dem NS gebrochen zu haben als die Bundesrepublik Deutschland (BRD) (Blänsdorf, 1995, S. 31). Jedoch wurden insbesondere in der DDR-Bevölkerung die antisemitischen Denkmuster aufgrund

der offiziellen Diskreditierung nicht automatisch ablegt. Vielmehr war der Antisemitismus wie auch in der BRD weiterhin stark in der Bevölkerung verankert. Antisemitische Tendenzen wurden vom Staat unterdrückt, wirkten aber untergründig weiter (Benz, 2010; Benz 2018; Königseder, 2018). So berichteten alle Interviewpartner*innen auch von diskriminierenden Alltagserlebnissen.

Wenn wir dort [Arbeitsstelle der Interviewpartnerin] saßen und lachten über irgendetwas, über einen Witz oder so, und dann ging die Tür und eine kam rein und sagte: »Mein Gott ist hier ein Krach wie in einer Judenschule.« Oder eine von den Schneiderinnen stand verzweifelt auf und sagte: »So ein Mist, ich muss jetzt erst mal hier ein Juden-Ei ausbügeln.« Und solche Bemerkungen fielen dort und ich sagte nichts, aber mir blieb jedes Mal die Nadel im Stoff stecken. (Ester, Pos. 256)

Derartige Situationen lösten Ängste und Dissonanzen bei Ester aus: Einerseits verdrängte sie ihre Sorgen mit dem Gedanken, dass sie in der antifaschistischen DDR lebte. Andererseits war ihr durchaus präsent, dass die mentalen Prägungen durch den NS fortwirkten und das ein Großteil der Bevölkerung diesen passiv oder aktiv unterstützt hatte. Dieses Fortwirken der antisemitischen Vorurteile zeigte sich auch in den zur Normalität gehörenden antisemitischen Witzen oder ›Stammtisch-Parolen‹.

Die Leute haben so geredet als Schimpfworte oder als Witze, das war Teil des, ich will mal sagen, sehr vulgären Slang der Leute. Rassismus und Antisemitismus gehörten sozusagen zur Vulgärsprache dazu, so würde ich jetzt das mal ausdrücken. Aber auch feinere Leute haben sich auf feinere Weise antisemitisch geäußert. War ganz normal, also gehörte eben dazu. (David, Pos. 584)

Hinzu kam, dass die SED-Führung antisemitische Vorfälle vertuschte, um zu demonstrieren, dass es keinen Antisemitismus in der DDR gebe. So trug sie zu einer weiteren Unsichtbarmachung des Problems bei. Erst Ende der 1980er Jahre fand eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Holocaust statt, bei der sowohl die Vernichtung der Jüd*innen als

auch die Teilhabe der DDR-Bevölkerung thematisiert wurden (Groehler, 1992, S. 42).

Auswirkung der Säkularisierung auf die Identitätskonstruktion(en) der Nachkomm*innen

Das ›Kommunist*in-Sein‹ hatte für die politisch-engagierte Elterngeneration der Interviewpartner*innen bereits vor und während der NS-Zeit einen höheren Stellenwert als das ›Jüdisch-Sein‹. Als säkularisierte Jüd*innen hegten sie die politische Überzeugung, dass die ›Religion das Opium des Volkes‹ sei und der Befreiung der Menschen nicht dienlich sei. Davids und Raphaels Eltern re-immigrierten aus politischen Gründen in die DDR:

Mein Vater kam aus einer orthodox jüdischen Familie, wo allerdings die Kinder vom Glauben abgefallen sind und mein Vater selbst ein Kommunist gewesen ist. Die [...] entschlossen sich [...], als Kommunisten am Aufbau des Sozialismus zu beteiligen. [...] deswegen dann auch der Wunsch in die DDR zu ziehen. (Raphael, Pos. 8ff)

In der DDR wurde ebenso wie in der Sowjetunion ein säkularisiertes Judentum durch die Politik des Atheismus weiter vorangetrieben. Der religiöse Aspekt des Judentums war nicht mit der Parteilinie in der DDR vereinbar: Für die Partei des sozialistischen Proletariats war Religion keine Privatsache, sondern sie war entschlossen gegen jeglichen »religiösen Nebel« vorzugehen (Marx, 2017 [1844]).

Diese Staatsdoktrin prägte die Nachkriegsgeneration der Jüd*innen in der DDR und damit auch die Nachkomm*innen der NS-Verfolgten (Richarz, 1986, S. 20). David beschreibt:

Meine Eltern waren absolut säkular, absolut. Also, die waren Atheisten, die waren Kommunisten, also Gott, also das Religiöse spielte überhaupt keine Rolle [...] das Judentum als normales, alltägliches Leben gab es nicht, jedenfalls nicht in unserer Familie. (David, Pos. 568)

David sieht einen Faktor für die Säkularisierung der Jüd*innen auch in den andauernden Ängsten von erneuter Verfolgung:

Und was das Judentum angeht, meine Eltern waren beide Juden, hatten das aber weitestgehend von sich geschoben. Meine Mutter nicht so sehr wie mein Vater, das hing mit ihrer Ideologie zusammen und natürlich auch mit den Verhältnissen im Nachkriegs-Deutschland. Also Juden haben das nicht sehr gerne gesagt öffentlich, dass sie Juden sind, weil sie natürlich aufgrund der Erfahrungen, die sie vorher hatten, sicherlich für sich befürchtet haben, als sie da Repressalien ausgesetzt sind. (David, Pos. 36)

Für die Nachkomm*innen bedeutet dies ein Aufwachsen im Spannungsfeld zwischen dem säkularisierten Judentum ihrer Familien einerseits und den gesellschaftlichen Fremdzuschreibungen und antisemitischen Diskriminierungen andererseits.

Resümee

Der Artikel versucht die Zwischentöne und Ambivalenzen herauszustellen, in denen sich die interviewten Nachkomm*innen von NS-Verfolgten in der DDR befanden. Das Ergebnis zeitigt die Spannungsfelder zwischen säkularisiertem Judentum, propagiertem Antifaschismus, antisemitischen Kontinuitäten und der Unsichtbarkeit von Jüd*innen in der Mehrheitsgesellschaft der ehemaligen DDR. Im Folgenden als abschließend zusammengefasst: 1) Die Hierarchisierung zwischen unterschiedlichen Verfolgten: Der Fokus der Erinnerungs- und Aufarbeitungspolitik der SED lag auf den kommunistischen Verfolgten. Voraussetzung war die Überzeugung, dass der »imperialistische Charakter des Nationalsozialismus« den Kern des Faschismus ausmache, während der Holocaust und der (Vernichtungs-)Antisemitismus eher als »Beiwerk oder Verschleierungstaktik« angesehen wurden (Ullrich, 2007, S. 458). Daraus resultierte eine Kategorisierung von NS-Verfolgten in ›Opfer‹ und ›Widerstandskämpfer‹. Diese Hierarchisierung wurde von den Nachkomm*innen jüdischer Verfolgter jedoch nicht unhinterfragt hingenommen. Vielmehr wurden

die gesellschaftlichen Fremdpositionierungen je nach Situation oder Lebensphase neu ausgehandelt und teilweise akzeptiert, zurückgewiesen oder strategisch genutzt. 2) Das (Ver-)Schweigen des Holocaust-Leids: Nach einer kurzen Phase der Aufarbeitung wandelte sich der Blick der SED hin zum Aufbau der neuen sozialistischen Gesellschaft. Großteile der Bevölkerung wurden von ihrer (Mit-)Täter*innenschaft ›freigesprochen‹ sofern sie sich für den neuen Staat engagierten. Die Verstrickung der Bevölkerung in den NS wurde zwar auf gesellschaftlicher Ebene durchaus wahrgenommen, war in politischer Hinsicht jedoch tabu – über das, was vor 45 geschehen war, wurde nicht mehr gesprochen. Das gesellschaftliche Schweigen reproduzierte sich auch auf der familiären Ebene. Für die Nachkomm*innen-Generation erschwerte dies die Bearbeitung der psycho-sozialen Nachwirkungen der NS-Verfolgung. Teilweise leiden die Interviewpartner*innen bis heute unter den Konsequenzen. 3) Die Verschleierung der Kontinuität antisemitischer Tendenzen: Auf der einen Seite propagierte sich die SED als antifaschistisch und war überzeugt, dass jegliche antisemitische Tendenzen nach dem Ende des Krieges in der DDR ausgerottet seien. Auf der einen Seite erlebten die Interviewpartner*innen selbst antisemitische Diskriminierung. Sie befanden sich in einem Spannungsfeld innerhalb dessen sie jedoch keine große Unterstützung bei der DDR-Führung erfuhren, da die SED Vorfälle verschleiern wollte, um die Selbstinszenierung nicht zu gefährden. Sie trug somit zur Verschleierung antisemitischer Tendenzen bei, die erst nach dem Ende der DDR in ihrem vollen Ausmaß deutlich wurden. Diese Diskrepanz zwischen den offiziellen Diskursen und den eigenen Erfahrungen der Interviewpartner*innen führte dazu, dass sich die Nachkomm*innen der Brüchigkeit der SED-Ideologie durchaus bewusst waren und sich trotz Unsichtbarkeit jüdischen Lebens in der DDR stets mit ihrem »Jüdisch-Sein« auseinandersetzen mussten. 4) Die Auswirkungen der Unvereinbarkeit von Sowjetsozialismus und Religion auf die Identitätskonstruktion der Nachkomm*innen: Die Eltern der Interviewpartner*innen wollten als Kommunist*innen zum Aufbau der antifaschistischen Gesellschaft beitragen. Sie identifizierten sich sowohl infolge der traumatischen NS-Erfahrung als auch aufgrund ihrer politi-

schen Überzeugungen als säkularisierte Jüd*innen. Die SED verstärkte die Säkularisierung der Jüd*innen durch die Politik des Atheismus noch weiter. Dieser gesellschaftliche und familiäre Umgang mit dem Judentum prägten die Identitätsaushandlungen der Nachkomm*innen. Alle Interviewpartner*innen berichten von der Schwierigkeit, das eigene Jüdisch-Sein offen zu leben. Der individuelle Umgang der Interviewpartner*innen war je nach Lebensphase und Situation unterschiedlich. Gemein ist ihnen jedoch, dass sie in der Zeit nach 1989 neue Erfahrungen mit dem Judentum erlangten, die ihnen ermöglichten, einen selbstverständlicheren Umgang mit der eignen komplexen Identität und Geschichte zu finden.

Der Artikel beleuchtet nur einen kleinen Ausschnitt ihrer Realitäten. Alle drei Nachkomm*innen haben Nähe, Unmittelbarkeit und Widersprüche in den Gesprächen zugelassen. Leichtes und Schweres. Ängste vor Verlust des Gewohnten und Vertrauten verflochten sich mit Sehnsüchten nach Aufbruch und Neuanfang, ganz im Sinne Thomas Brasch (1977): »Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber wo ich bin, will ich nicht bleiben. Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.« An manchen Stellen überwogen Gefühle der Orientierungslosigkeit und Rastlosigkeit sowie das Suchen nach Zuhause, nach Heimat und Zuflucht, der Wunsch nach Zugehörigkeit. In anderen Momenten wurde das Verlorensein zwischen den Welten durch radikale Klarheit in den Erzählungen und scharfe (politische) Analysen aufgebrochen. *Abgrenzung* ist ein solches Thema voller Klarheit: Abgrenzung von der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die eine andere »emotionale Einstellung zur Vergangenheit« pflegt, was »einen Spalt zwischen Juden und Nichtjuden bildet. Bis heute. Und auch in der DDR.« (Raphael, Pos. 915), ebenso Abgrenzung von der SED und ihrer brüchigen antifaschistischen Propaganda, aber auch Abgrenzung von der Generation der Eltern, die Stillschweigen über das Vergangene bewahrten. Der Wunsch, verstehen zu wollen, Antworten zu suchen auf Fragen, die nicht gestellt werden konnten, ist bis heute drängend und manifestiert sich im Leben der drei Nachkomm*innen jeweils auf individuelle Art und begleitet sie als unbändige Kraft. »Und dann bin nach Auschwitz gefahren, um mich in die Trümmer der Gaskammer zu stellen. Und bin dann dort zusammengebrochen.

Ich muss das wissen. Ich will das wissen. Es ist nicht so schlimm, es zu wissen und die Wirklichkeit nachvollziehen und zu versuchen zu verstehen, als irgendwelche nebulösen Eventualitäten im Kopf zu haben.« (Ester, Pos. 191). Alle drei Menschen sind an ihre Grenzen gegangen und darüber hinaus, sie sind zusammengebrochen, aber nicht zerbrochen. So unterschiedlich ihre Lebenswege auch waren, gemein ist ihnen ihr kritischer Geist und ihr großer Sinn für Gerechtigkeit. Die DDR ist Geschichte, aber darum ist das, was sie erlebt haben nicht weniger aktuell. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind verbunden und daher möchte ich mit einem Appell enden:

Für den Antisemitismus braucht es keine Juden. Er ist eine Weltkrankheit und das hat damit zu tun, dass es so wenig jüdisches Leben gibt. Die Leute wissen überhaupt nichts davon und mutmaßen das Meiste. Das Judentum dient regelrecht als Projektionsfläche. (David, Pos. 617)

► Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Artikel beruht auf Interviews, welche im Rahmen des Forschungsprojekts »Theorie, Praxis und Konsequenzen der Operativen Psychologie« an der Sigmund Freud Privatuniversität Berlin von mir geführt wurden. Mein herzlicher Dank gebührt den drei Interviewpartner*innen, die ihre Geschichte, Erfahrungen und Perspektiven mit mir geteilt haben. Danken möchte ich darüber hinaus dem Projektleiter Ass.-Prof. Dr. Dr. Martin Wieser, den Herausgeber*innen der »Psychologie und Gesellschaftskritik«, den anonymen Gutachter*innen sowie den Lektor*innen für das konstruktive und hilfreiche Feedback bei der Entwicklung meines Artikels.
- 2 Die Interviews wurden lautsprachlich transkribiert, zugunsten der Lesbarkeit wurden die ausgewählten Interviewpassagen jedoch im Text vereinfacht zitiert
- 3 Die Namen der Interviewpartner*innen wurden zur Wahrung der Anonymität geändert.

► Literatur

Assmann, Aleida (2020). *Formen des Vergessens*. Göttingen: Wallstein Verlag.
Bar-On, Dan, Elan, Jeanette; Kleber, Rolf, Krell, Robert; Moore, Yael; Sagi, Abraham, Soriano, Erin, Suedfeld, Peter, van der Velden, Peter, van IJzendoorn, Mainus (1989). Multigenerational perspective on coping with the Holocaust ex-

perience: An attachment perspective for understanding the developmental sequelae of trauma across generations. *International Journal of Behavioral Development* 22, 315-338.

Benjamin, Jessica (2015). *Anerkennung, Zeugenschaft und Moral. Soziale Traumata in psychoanalytischer Perspektive*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Benz, Wolfgang (Hrsg.) (2018). *Antisemitismus in der DDR. Manifestationen und Folgen des Feindbildes Israel*. Leipzig: Metropol Verlag.

Wolfgang Benz (Hrsg.) (2010) *Handbuch des Antisemitismus: Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Begriffe, Theorien, Ideologien*. Berlin: De Gruyter Saur.

Berger, Christel (Hrsg.) (2000). *Hier im Volk der kalten Herzen: Briefwechsel 1947*. Berlin: Aufbau.

Bergmann, Werner, Erb, Rainer & Lichtblau, Albert (Hrsg.) (1995). *Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt a. M.: Campus.

Becker, Christine (2007). *Jurek Becker. Mein Vater, die Deutschen und ich. Aufsätze, Vorträge, Interviews*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Blänsdorf, Agnes (1995). Die Einordnung der NS-Zeit in das Bild der eigenen Geschichte. Österreich, die DDR und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. In Werner Bergmann, Rainer Erb & Albert Lichtblau (Hrsg.), *Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland* (S. 18-45). Frankfurt a. M.: Campus.

Brasch, Thomas (1977). *Kargo*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Brunner, José (2020). *Ein Plädoyer für die Vielfalt. Reden die anlässlich der 75. Jahrestage der Befreiung der KZ Buchenwald und Mittelbau-Dora nicht gehalten werden konnten*. <https://www.thueringer-erklaerung.de/jose-brunner#top> (Stand: 28.06.2022).

Danyel, Jürgen (2005). Der vergangenheitspolitische Diskurs in der SBZ/DDR 1945–1989. In Christoph Cornelissén (Hrsg.), *Krieg – Diktatur – Vertreibung. Erinnerungskulturen in Tschechien, der Slowakei und Deutschland seit 1945* (S. 173-197). Essen: Klartext.

Dimitroff, Georgi (1991 [1958]). *Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampf für die Einheit der Arbeiterklasse gegen den Faschismus*. München: Arbeiterbund für den Wiederaufbau der KPD.

- Fischer, Michael (2019). *Horst Mahler: Biographische Studie zu Antisemitismus, Antiamerikanismus und Versuchen deutscher Schuldabwehr*. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.
- Fimiani, Ramona, Gazzillo, Francesco; Dazzi, Nino & Bush, Marshall (2022). Survivor guilt: Theoretical, empirical, and clinical features. *International Forum of Psychoanalysis* 31(3): On survival (S. 176-190). London: Routledge.
- Groehler, Olaf (1992). Antifaschismus – vom Umgang mit einem Begriff. In Olaf Groehler & Ulrich Herbert (Hrsg.), *Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten* (S. 29-40). Hamburg: Ergebnisse Verlag.
- Haury, Thomas (2002). *Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antizionismus in der frühen DDR*. Hamburger Edition.
- Hartewig, Karin (2000). *Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR*. Berlin: Böhlau.
- Keßler, Mario (1994). *Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus. Arbeiterbewegung und jüdische Frage im 20. Jahrhundert*. Mainz: Decaton.
- Keßler, Mario (1995). *Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967*. Berlin: Akademie Verlag.
- Königseder, Angelika. (2018). Antisemitismus und Antifaschismus in der DDR: Kritische Betrachtung zum Forschungsstand. In Wolfgang Benz (Hrsg.) *Antisemitismus in der DDR: Manifestation und Folgen des Feindbildes Israel* (S. 204-31). Berlin: Metropol Verlag.
- Lierke, Lydia & Perinelli, Massimo (2020). *Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Leo, Annette (1993). Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der DDR. In Wolfgang Benz & Jörg Leuschner (Hrsg.), *Geeinte Nation – Geteilte Geschichte. Die deutsche Gesellschaft nach der Wiedervereinigung (o.S.)*. Salzburg: Archiv der Stadt Salzburg.
- Leo, Maxim (2009). *Haltet euer Herz bereit: eine ostdeutsche Familiengeschichte*. München: Blessing.
- Leonardi, Jessica; Gazzillo, Francesco, Gorman, Bernard & Kealy, David (2022). Understanding interpersonal guilt: Associations with attachment, altruism, and personality pathology. *Scandinavian Journal of Psychology* 63(6), 573–580.
- Lorke, Christoph (2019). Gleichheitsversprechen und ihr erinnern im geteilten und vereinten Deutschland. Arbeitspapier aus der Kommission »Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie«. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
- Marx, Karl (2017 [1844]). *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*. Berlin: Hofenberg.

- Meining, Stefan (2002). *Kommunistische Judenpolitik. Die DDR, die Juden und Israel*. Hamburg: LIT Verlag.
- Mertens, Lothar (1997). *Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat 1945-1990*. New York: Olms.
- Moser, Tilmann (2020). Über das große Schweigen nach der NS-Zeit. Die Last der Erinnerung. In Pieter Loomans (Hrsg.), *Licht und Schatten der Meister. Karlfried Graf Dürckheims Propagandatätigkeit und C.G. Jung's Thesen in der NS-Zeit* (S. 177-186). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Offenberg, Ulrike (1998). *Seid vorsichtig gegen die Machthaber. Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945-1990*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Parteivorstand der SED (Hrsg.) (1952). *Dokumente der SED. Band III*. Berlin: Dietz.
- Richarz, Monika (1986). Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945. In Micha Brumlik (Hrsg.), *Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945* (S. 13-30). Frankfurt: Jüdischer Verlag bei Athenäum.
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (2015). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Rosenthal, Gabriele (1992). Kollektives Schweigen zu den Nazi-Verbrechen. Bedingungen der Institutionalisierung einer Abwehrhaltung. *psychosozial* 51, 22-33.
- Schmidt, Monika (2010). Opfer des Faschismus. In Wolfgang Benz (Hrsg.) *Handbuch des Antisemitismus: Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Begriffe, Theorien, Ideologien* (S. 255-59). Berlin: De Gruyter Saur.
- Schoeps, Julius (Hrsg.) (1988). *Juden in der DDR. Geschichte – Probleme – Perspektiven*. Leiden: Burg Verlag.
- Timm, Angelika (1997). *Hammer Zirkel Davidstern. Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel*. Bonn: Bouvier.
- Timm, Angelika (1993). Die DDR, die Schoah und der offizielle Antizionismus. In Mario Kessler (Hrsg.), *Arbeiterbewegung und Antisemitismus* (S. 65-77). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.
- Thomas, Tanja & Virchow, Fabian (2018). Doing Memory und rechte Gewalt: Erinnern und Vergessen als Praxis und Ausgangspunkt für postmigrantisches Zusammenleben. *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart*, 4(2), (S. 60–64).
- Ullrich, Peter (2007). Nationaler Kommunismus nach Auschwitz – die DDR und die Jüdinnen und Juden. Ein Bilanzierungsversuch. *UTOPIE kreativ* 199, (S. 455-467). Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung.

Anne Klein

Zwischen Trauma und Gerechtigkeit. Der Kampf der *Fils et filles de déportés juifs de France* (FFDJF) gegen die Straflosigkeit von NS-Tätern¹ in den 1970er Jahren

Eine geschätzte Zahl von 60.000 Kindern und Jugendlichen überlebten den Holocaust in Vichy-Frankreich. Serge Klarsfeld, der heute bekannt ist für seinen Kampf gegen die Straflosigkeit ehemaliger SS-Täter und französischer Kollaborateure, war einer von ihnen. Der französische Neuropsychiater Boris Cyrulnik, der selbst als Kind im Versteck überlebte, hat mit seiner biographischen Studie über Resilienz zu einem besseren Verständnis seiner Generation beigetragen. In den 1970er Jahren trafen sich die französisch-jüdischen Überlebenden zur gegenseitigen Unterstützung und um ihre gemeinsame politische Agenda zu realisieren. Wie würde es möglich sein, diejenigen Männer juristisch zur Rechenschaft zu ziehen, die ihre Eltern und andere Familienangehörige in die nationalsozialistischen Vernichtungslager geschickt hatten?

Schlagwörter: Vichy-Frankreich, versteckte Kinder, Resilienz, politischer Aktivismus, Prozesse gegen ehemalige Nazis

Dem politischen Engagement von Serge und Beate Klarsfeld ist es zu verdanken, dass sich die drei ehemaligen SS-Offiziere Kurt Lischka, Herbert Hagen und Ernst Heinrichsohn in der Zeit von 23. Oktober 1979 bis zur Urteilsverkündung am 2. Februar 1980 vor dem Kölner Landgericht für ihre Verbrechen in der NS-Zeit verantworten mussten (vgl. Wüller, 2015; Klein, 2013a; Klein & Wilhelm, 2003, S. 165-200; Gerda Henkel Stiftung, 2012). Nachdem Beate Klarsfeld Bundeskanzler Kurt-Georg Kiesinger wegen seiner ungesühnten NS-Vergangenheit auf dem CDU-Parteitag am 7. November 1968 eine Ohrfeige verpasst hatte, weitete das Ehepaar Klarsfeld Anfang der 1970er Jahre den Kampf für die Beendigung der Straflosigkeit von ehemaligen NS-Tätern aus. Im Fokus standen nun die Verantwortlichen, die in der Zeit von 1942 bis 1944 die Deportation der Juden aus Frankreich organisiert hatten, an zentraler Stelle die drei Angeklagten im sogenannten Lischka-Prozess. Die Gruppe um Serge und Beate Klarsfeld, die Anfang der 1970er Jahre

